

(Nachdruck verboten.)

50]

## Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Philipp's Fragen kamen stoßweise, wie die Brandung bei wilder See; ihre Antworten klangen wie Rotschüsse in höchster Gefahr. Jetzt trat eine Stille ein und man vernahm wieder Petes Gesang. Es war ein altes Volkslied, das er anstimmte:

Mich zog's nach Coventgarden, wo viele Blumen stehn,  
Von allen die dort blühen, woll' ich die schönsten sehn.

Nancy kam mit einem Koflencimer herein. „Die Kleine schläft," sagte sie, indem sie vor dem Feuer niederkauerte. Sie hatte die Thür nicht ganz geschlossen und Petes Gesang drang jetzt schallend herein:

Zuerst die schöne Nancy, mit Augen licht und klar,  
Sodann war's eine Jungfrau mit Lorbeer in dem Haar.

„Grannie hat sie gebadet und sie liegt wie ein kleiner Engel in der Wiege," sagte Nancy. „Und „o du meine Güte, Grannie," sagte ich. „Wie ähnlich sie doch ihrem Vater ist, wenn sie schläft."

Nancy lehnte den Herd ab und ging wieder. Als sie die Thür schloß, verklang Petes Stimme.

Philipp's Lippen zitterten, seine Augen schweiften über den Fußboden hin, sein Gesicht war bleich. Er versuchte zu sprechen und vermochte es nicht. Ein Augenblick hatte sein stolzes Selbstgefühl zerstört. Seine Ehre, in welcher er, wie in einer Mützung, unerschütterlich fest zu stehen meinte, war verloren. Er hatte sich thörichterweise gegen die Natur vergangen und dabei vergessen, daß ein Fehltritt auch Folgen hat. Die Natur aber vergift nichts; sie führt ihr Schuldbuch genau. Er hatte danach gerungen, sich trotz allem für einen sittlichen, einen freien Menschen zu halten, die Natur war aber ein strengerer Moralist. Sie schmiedete ihn fest an die Vergangenheit und ließ ihn nicht wieder los.

Er hielt noch immer das Haupt gesenkt und blickte ins Feuer.

„Wußten Sie es, ehe Sie sich mit Pete verheirateten?" fragte er, ohne aufzusehen.

„Hatte ich ihm nicht schon genug Unrecht zugefügt, auch ohne das?" antwortete sie.

„Haben Sie aber überhaupt an die Möglichkeit gedacht?"

„Und wenn ich es that — was dann?"

„Wenn Sie es mir gesagt hätten, Rätke, so würde nichts und niemand zwischen uns haben treten können — nein!" sagte er in entschiedenem Tone, „nicht Pete, nicht die ganze Welt."

„Und war es nicht Ihre eigne Pflicht, daran zu denken? Sollte ich etwa zu Ihnen kommen und Ihnen sagen: Philipp, es könnte etwas geschehen, wovor ich mich fürchte?"

Also das war der Zwang, der sie in die Ehe mit dem unrechten Manne getrieben! Vielleicht nur eine krankhafte Vorstellung? Oder konnte sie ihrer Sache wirklich gewiß sein? Jedenfalls war es unmöglich, daß sie, von diesem furchtbaren Gedanken verfolgt, mit ihrem Manne weiter lebte.

„Sie haben recht," sagte er, ohne aufzublicken. „Sie können nicht länger hier bleiben. Dieses Leben der Täuschung muß enden."

„So wollen Sie mich mit sich fortnehmen, Philipp?"

„Ich muß es thun, ich muß. Ich dachte, es würde Sünde sein. Doch das ist schon lange her. Es wird eine Buße sein. Wenn ich es früher gewußt hätte . . . Und ich bin wieder und wieder hier gewesen und habe sein Glück gesehen . . . wenn ich mir hätte träumen lassen . . . und jetzt, vor kaum einer Stunde . . . der bei der Taufe geleistete Eid . . . o!"

Sie brach wieder in Thränen aus, doch war eine friedlichere Stimmung über sie gekommen.

„Vergieb mir," flüsterte sie. „Ich habe versucht, es in mir zu verschließen."

„Das konnten Sie nicht. Sie haben es schon viel zu lange verschwiegen; der Brand in Ihrem Innern hätte Sie zum Geständnis bringen sollen."

Er sprach in rauhem Ton und sie fühlte sich schmerzlich getroffen. Doch empfand sie zugleich eine geheime Freude.

„Ich richte Dich zu Grunde, Philipp," sagte sie und bengte sich über ihn.

„Wir treiben beide dem Untergang entgegen, Katharine," antwortete er rauh. Er war ein entmastetes Schiff ohne Steuer und Anker — geborsten, führerlos, der Vernichtung anheimgegeben.

„Ich kann Dir nichts bieten, Rätke, nichts als einen Versteck, ein Leben im Dunkeln, in der Verborgenheit. Wenn Du zu mir kommst, giebst Du einen Gatten auf, der Dich anbetet, für einen, mit dem Du niemals verbunden werden kannst. Du vertauschst ein geachtetes Leben an der Seite eines guten Mannes gegen ein Leben der Demütigung und der Schande. Wie könnte das jetzt anders sein. Es ist zu spät — zu spät!"

„Glaube das nicht, Philipp. Wenn Du mich liebst, so giebt es für mich weder Demütigung noch Schande. Ich liebe Dich und kann nicht anders, als Dich lieben. Habe mich nur ein wenig lieb, Philipp, nur ein wenig, Geliebter, und ich werde nie klagen, nein, niemals — was auch geschieht."

Ihre leidenschaftliche Hingebung verschönte seine Gewissenszweifel. Die Kehle war ihm zugeschnürt, vor seinen Augen wurde es dunkel. Sie legte ihm zärtlich den Arm auf die Schulter.

„Ich will Dir folgen, wohin Du auch gehst," sagte sie. „Du bist mein wirklicher Gatte, Philipp, und bist es immer gewesen. Wir wollen einander lieben und das wird uns für alles entschädigen. Es giebt nichts, was ich nicht thäte um Deinetwillen. Wenn Du fort gehen mußt, weit fort von hier, gleichviel wohin, so will ich mit Dir gehen — wir haben das Kind, und wenn wir in Armut geraten, werde ich mit Dir arbeiten."

Doch er schien gar nicht auf sie zu hören; das Gesicht in den Händen vergrabend, saß er tief gebückt am Feuer. Und wieder drang durch die Stille Petes kunstloses Lied:

Bin keinem versprochen — mein Schwur, der ist echt,  
Bleib' Jungfrau in Ehren, trag' den Lorbeer mit Recht."

Unwillkürlich berührten sich ihre Hände und schlangen sich in einander.

„Es wird ihm das Herz brechen," murmelte er.

Sie hielt seine Hand nur noch fester und kauerte neben ihm. So gliederte sie zwei schuldbeladenen Büßern, die an den Stufen des Altars knien, während das Glockengeläute vom Turm der glücklichen Welt draußen Freude verkündet.

Die Thüre öffnete sich jetzt mit lautem Krach; Pete kam hereingeschossen und schüttelte sich vor Lachen.

„Dachtest Du, es käme ein Erdstoß, Philipp?" rief er aus; „es klang wohl wie eine Amsel, die etwas angetrunken ist? Aber, meiner Treu, es ist hübsch von Dir, hier wie eine gute alte Dohle am Feuer zu sitzen und der armen Frau Gesellschaft zu leisten, während ihr eigener Mann nur ans Vergnügen denkt und draußen wie ein Steinschmäger herum-schwänzelt. Die Gesellschaft bricht auf, Kitty. Können sie Dir „gute Nacht" sagen? Nein? Nun, wie Dir's beliebt, Schatz. Du siehst auch viel zu müde aus, Deemster, die Burschen fragen, wann die Feierlichkeit vor sich geht und ob Du den Abend darauf nach Ramsay heimkehrst? Aber, ge-rechter Himmel, Mann, Deine Augen sind ja so mit Blut unter-lausen, daß sie gesprengelt aussehen wie die Eier eines Rot-tehlchens."

In seinem Leiden und seiner Erniedrigung wünschte jetzt Philipp nichts weiter, als daß die Erde sich öffnen möchte, ihn zu verschlingen.

„Mit Blut unterlausen, sagst Du?" murmelte er. „Es hat nichts zu bedeuten. Die Feierlichkeit? Ich werde den Eid morgen in der außerordentlichen Sitzung vor dem Rat in Douglas ablegen. Ja, ich komme zur Nacht nach Ballure zurück."

„Im Wagen, nicht wahr?"  
„Ja."

„Um sechs Uhr vielleicht?“

„Wohl zwischen sieben und acht.“

„Schon gut; höllisch neugierig sind doch die Jungen. Es liegt aber den Mantsteuten im Blute. Du fährst über Lacey, nicht?“

„Ich werde über St. John fahren,“ antwortete Philipp.

Pete lächelte befriedigt über seine fabelhafte Pfliffigkeit, warf Rätthe hinter Philipps Rücken einen bedeutsamen Wink zu und ging wieder hinaus. Da ward dann noch in der Halle und draußen vor dem Hause mit unterdrückter Stimme allerlei verabredet.

Philipp wußte, was es zu bedeuten hatte. Er warf einen Blick auf die Thür, lehnte sich zu Rätthe hinüber und flüsterte, ohne ihr in die Augen zu sehen:

„Der Wagen wird halb acht Uhr kommen. Er wird ein paar Augenblicke an dem Pfarrwege warten und dann über Lacey zurück nach Douglas fahren.“

Seine Züge sahen förmlich entstellte aus, vor Scham und Erniedrigung. Als sie ihn so erblickte und an ihr Geständnis dachte, erschien es ihr hassenswert, und doch lag eine unendliche Erleichterung in dem Gefühl, daß die Krisis vorüber war.

Pete rief in der Vorhalle sein: „Gute Nacht! Gute Nacht mit einander!“

„Gute Nacht!“ tönte es vielstimmig zurück.

Grannie hatte sich bis zum Kinn herauf eingemummt. „Wie soll ich nun allein nach Sulby zurückkommen, da Vater schon seit zwei Stunden fort ist?“ klagte sie.

„Nicht doch,“ sagte Pete, indem er ein Auge zudrückte und den Finger an die Nase legte: „Der Alte hat den ganzen Abend auf der Hintertreppe geessen und alles mit angehört. Er bellt wohl fürchterlich, aber beißen thut er nicht.“ Indem rief eine klagende Stimme aus der Halle:

„Kommst Du denn niemals nach Hause, Mutter? Ich bin todmüde vom Warten.“

Seit der Geburt des Kindes war Grannie ordentlich wieder jung geworden.

„Gute Nacht, Pete,“ rief sie ihm vom Thore aus zu, „ich wünsche Dir noch viele Laustage wie den heutigen.“

„Du selbst hast doch an einem genug gehabt, Mutter,“ sagte Cäsar, und man hörte ihn noch lange auf der Straße weiter knurren und poltern.

Philipp war in die Halle hinausgetreten. „Du hast ja noch Zeit,“ sagte Pete. „Nicht erst ein Glas noch? Nein? Ich habe in die „Bischofsmütze“ hinüber geschickt, Dein Pferd zu holen. Da ist es auch schon, ich hör' seinen Schritt auf dem Wege. Jedenfalls muß ich Dich fortreiten sehen. Wo ist die Laterne?“

Sie gingen hinaus. Pete leuchtete, während Philipp aufstieg, und dann führte er im tiefen Schatten der Bäume das Pferd am Zügel bis zur Straße.

„Eine schöne Nacht für den Mitt, Phil. Horch! das ist das Krächzen des Raben, der die Vallureschlucht hinauf fliegt. Nun, gute Nacht! Gute Nacht, altes Haus!“

Rätthe hörte innen den verhallenden Ton von Philipps „Gute Nacht“, das Knirschen des Pferdes gegen das Gebiß und das Scharren seiner Hufe auf dem Kies. Dann wurde die Thür der Vorhalle dröhnend zugeschlagen — ein hohler Klang, wie in einem Grabgewölbe — und Pete kam in die Stube zurück.

„Das war einmal eine Nacht! Jetzt aber zu Bett!“

## XII.

Rätthe war am nächsten Morgen früh auf; aber Pete war noch vor ihr auf den Beinen. Sobald er die Nachricht von Philipps Ernennung erfuhr, sammelte er eine Bande Musikanten mit Trommel und Blechinstrumenten zu Ehren des Tages, an dem die Feierlichkeit stattfinden sollte. Die Blechinstrumente waren in Lacey geborgt, die Trommel aber hatte sich Pete angeschafft.

„Wächst 'ne gute, ansehnliche Trommel haben,“ sagte er, „wo 'ne richtige Stimme drin ist, nicht nur so ein gewöhnliches Dumbum, das klingt, als ob eine Schwimmblaste plagt.“

Das Fell hatte einen Durchmesser von drei Fuß, der stählerne Rand war so dick wie der Eisenbeschlag eines Wagenrads und die Enden der schwarzen Trommelschlägel gleichen, nach Petes Ansicht, zwei runden Negerköpfen. Zonaique Jolly spielte die Klarinette und John, der Küster, die Posaune; das tonangebende Instrument aber war die Trommel, Pete schlug sie selbst. Er drohete darauf los, daß es dröhnte und donnerte und dabei leuchteten seine Augen vor Entzücken.

Eine große Seldenseele sprach aus der Trommel zu Pete. Er trug den Riemen über der Schulter und kümmerte sich wenig um den Klang. Wenn ihm das Herz hoch schlug in der Brust, fielen die Negerköpfe mit Macht auf das ausgepannte Fell nieder — und damit war Zweck und Ziel aller Musik erreicht.

Die Musikanten übten sich in der Kajüte ein, die Pete als Sommerhaus mitten in seinen Garten gesetzt hatte. Sie kamen an jenem Morgen bei Tagesanbruch zur letzten Probe zusammen. Und da sie schon vor dem Frühstück angebrochen waren, sahen sie sich genötigt, zwischen der Musik auch zu rauchen und zu trinken. Dies geschah aus einer einzigen Pfeife und einem einzigen Krug, den sie abwechselnd, je nachdem einer gerade ein paar Takte Pause hatte, vom Tische nahmen.

Während die gedämpften Töne durch die Holzwände und den dichten Rauch bis ins Haus hinein drangen, machte Rätthe das Frühstück zurecht. Sie that es aufs sorgfältigste, denn sie war ruhiger als gewöhnlich und fühlte sich von der Last erlöst, die sie bedrückt hatte. Einmal aber lehnte sie doch den Kopf an den Kamin, während sie sich über die Bratpfanne beugte und startete zerstreut in das Feuer; ein andermal, als sie gerade das Tischtuch ausbreitete, fuhr sie bei dem Ton der Trommel in die Höhe und preßte die Hand fest auf ihre Schläfen.

Das Kind erwachte im Schlafzimmer oben und schrie. Nancy Zoe lief Klipp-Klapp die Treppe hinauf und brachte es unter vielem Schnalzen und Kosen herunter. Rätthe nahm das Kind und gab ihm seine Milchflasche zu trinken, die sie auf dem Ofen gewärmt hatte. Sie war sehr zärtlich mit der Kleinen, küßte nach Frauenart ihre Händchen, spielte mit ihren Beinchen und nahm ihre kleinen Behen in den Mund.

Pete kam herein, heiß und schwitzend, und Rätthe gab Nancy das Kind wieder.

„Behalte es doch noch,“ rief Pete, „nimm's nicht fort! Sieh mir den kleinen Schelm einmal her. Alle Wetter, was für ein Kind! Sieh nur, wie es meine Daumen gepackt hat. Was für 'ne Faust, nun wahrhaftig! Sie liegt mir in der Hand, wie ein Nützchen. Haben Sie auch beim letzten Vacktag nicht vergessen, ein Stück Teig an die Wand zu kleben, Nancy? Es soll gut sein gegen den bösen Blick. Tuu—tu—tu. Sie macht es so regelmäßig, wie Ebbe und Flut an einem Sommertag. Meiner Seel', Kitty, ich hätte nie geglaubt, daß man mit kleinen Kindern so viel Spaß hätte.“

Rätthe, die am Tische saß, schenkte den Thee ein; da übermannte sie ein plötzliches Gefühl.

„So geht es nun,“ sagte sie, „erst ist das Weib alles, kommt aber das Kind, dann ist die Mutter, die es zur Welt gebracht hat, nicht mehr so wichtig.“

„Bei Gott, nein!“ rief Pete. „Das Kind ist der Mutter wegen achtzehnarätiges Gold, aber die Mutter ist ein Diamant von wegen des Kindes. Wenn ich die Kleine hier verlöre, so wäre es, als verlör' ich die Hälfte von Dir.“

„Verlieren, wahrhaftig!“ rief Nancy. „Wer spricht von Verlieren? Sieht sie etwa danach aus? Gott segne das Herzchen!“

„Nimm sie nun in die Küche, Nancy,“ sagte Rätthe.

„Ich habe heute etwas ganz Besonderes vor,“ meinte Pete mit vollem Munde. „Ich will nach Douglas hinüber und zusehen, wie Philipp zum Deemster gemacht wird. Ich komme dann mit ihm selbst über St. John wieder heim. 's ist alles drauf vorbereitet, Frau. Die Burtschen sollen den Wagen bei Kirk Christ-Vezayre punkt sieben Uhr abends erwarten. Dann steig' ich aus, schnalle mir die Trommel um, die Musik geht los und wir bringen ihn im Triumph nach nach Ramsey. O, es wird famos werden,“ fuhr Pete fort und blies in seine Untertasse; „John, der Küster, ist kolossal auf der Posaune, und Zonaique hat auf der Klarinette nicht seinesgleichen; der Mann ist lauter Musik, vom Wirbel bis in die kleine Zehe. Die ganze Stadt kommt mit heraus und die Fischer werden ihn mit einstimmigem Hurra empfangen. Wir halten's für unsre Pflicht, dem Gouverneur zu zeigen, daß wir es ernstlich meinen. Ein Freund ist 'n Freund, und wir müssen für den Mann einstehen, der unsre Sache vertritt. Wenn er dann zur Linnwaldberversammlung geht, so weiß ich Leute, denen es zu Mute sein wird, als bekämen sie die Mäusen und den Kinnbadentrampf mit einander. Des alten Gouverneurs Zunge ist spiz wie 'ne Feile, aber Philipp hat eine, die ist wie 'ne Sense so scharf und wird alles niedermähen. „Keine Hafensteuern,“ wird er sagen, „bis wir gegründete Hoffnung auf

Gafenverbesserungen haben. Baut Eure Gafendämme für die Badegäste in Douglas, wenn's Euch gefällt, aber verlangt nicht, daß die Fischer sie bezahlen."

Pete wuschte sich den Mund ab und stopfte sich die Pfeife. „Es wird viel Staub aufwirbeln, wir denken dabei aber nicht nur an uns. O nein, nein! Auch wenn er nichts für uns thun sollte, würden wir ihm doch zu seiner Heimkehr als Deemster Musik gemacht haben.“

Pete zündete seine Pfeife an. „Meiner Tren, Kitty. Das wird heut ein stolzer Tag für mich. Hab ich's nicht immer vorausgesagt? Er wird noch der erste Mantelmann auf der Welt, sagte ich wieder und wieder — und, siehst Du, er straft mich nicht Lügen.“

Käthe hatte Angst, daß Pete ihr ins Gesicht sehen könnte. Da sie gerade einen Riß in seinem Rock bemerkte, griff sie rasch nach einer Nadel und fing an zu nähen, wobei sie sich tief herab beugte.

„Was für ein Auge die Frauen doch haben,“ sagte Pete. „'s ist der stählerne Rand der Trommel gewesen, der mir's von der Seite aufgeschlitt hat, als ich ein wenig erregt war. Du meine Güte, Kitty, 's wird kein Stück mehr an mir ganz sein, wenn der Abend vorüber ist. Das Trommeln greift die Kleider schrecklich an.“

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

oo. **Der Buchfink.** Eines schönen Tages war der Buchfink tot. Als Klärchen ihm frisches Wasser geben wollte, lag er in der Ecke des Vogelbauers; die Flügel ausgestreckt, die munteren Augen glanzlos und starr. Klärchen erhob ein Jammergeschrei, ihr Fink, ihr lieber, lieber Fink! Die Mutter hatte alle Not, zu trösten: „Laß doch man, laß doch man, Vater laust dir 'n andern.“

Aber Klärchen wollte keinen andern. Sie weinte: „Mein Hans, mein einziges Hansfink.“

Euse war die erste, die es zu hören bekam. Kaum daß Klärchen die Freundin auf dem Hof erblickte, war sie unten. Auf dem Haukloß, dicht bei dem kleinen, dürftigen Hintergärtchen saßen sie und tauschten ihre Gefühle aus. Nach und nach kamen auch die andern Kinder aus dem Hause, Schneider Wittes lange Grete und Meta und Else, auch Volkes Konrad und selbst Georg Burger. Der gehörte eigentlich ins Vorderhaus; er wollte aber sehen, was es gäbe.

Es war ein allgemeines Wehklagen. Klärchen hatte den toten Vogel mitgebracht. Er wanderte von Hand zu Hand. Die Mädchen strichen sein Federkleid und zupften ihm die Flügel glatt. „Der arme Fink, das arme Hansfink.“

Sie hatten ihn alle lieb gehabt, vielleicht ohne es selbst recht zu wissen. In die graue Ecke des Hinterhauses hatte sein heller Gesang ein Stückchen Poesie getragen. Traurig sahen die Kinder Augen hinauf nach dem Blumenfenster im dritten Stock. Die Stelle, wo sonst der Bauer zwischen den Geranien gestanden, war leer.

Nur Georg Burger warf sich in die Brust: „Na nu seid man nich ganz und gar quatsch! Sich so zu haben um so 'n dummen Vogel.“

„Das ist gar kein dummer Vogel!“ Klärchen drückte die kleine Leiche an ihre Brust. Die andern waren gleichfalls empört.

„Weber unsren Finken zu schimpfen!“

„Selber dumm, mit'n Vogel!“ sagte Konrad.

„Bravo, das war recht, gib's ihm ordentlich, Konradchen!“

„Was machen wir denn nu mit Hansi?“ schluchzte Klärchen in den allgemeinen Tumult hinein. Einen Augenblick herrschte Stillschweigen, dann schrie Georg: „Wirf ihn in die Müllkute! Wäst ihn etwa begraben?“

„Gewiß werden wir'n begraben,“ schrie Konrad noch lauter.

„Unsren Finken in die Müllkute?“ entrüstete sich Euse, „wo er immer so schön gesungen hat.“

„Da gehört er hin!“

„Daß Du man nicht hingehörst.“

„Wir begraben ihn im Garten,“ entschied Konrad, „wir begraben ihn unter dem Fliederstrauch.“

„Das dürst Ihr nicht, 'n Vogel darf man nicht begraben, und in 'n Garten erlaubt's der Wirt nicht!“

„Grade erlaubt er's, unser Wirt is nett; und wenn Du jetzt nicht 'n Mund hältst, seht es was!“ Konrad hielt Georg die Faust unter die Nase, aber Georg lief schon; erst in der Hausthür drehte er sich noch einmal um: „Das sag' ich meiner Mama.“

Die andern hörten es aber kaum noch. Die Mädchen drängten sich um Konrad, sie jauchzten fast: „Wir begraben ihn!“ „Ja, wir begraben ihn!“

„Es muß aber 'n richtiges Begräbniß werden.“

„'n ganz richtiges, Konradchen, ja? Keine Armenleiche. Er hat so schön gesungen.“

„'n ganz richtiges,“ versicherte Konradchen. „Er muß zuerst 'n Sarg haben; wer beschafft 'n Sarg?“

„Ich hol 'ne Cigarrentiste,“ erbot sich Meta, aber Klärchen rief: „Nein, Cigarrentisten riechen nach Tabak, das kann mein Hansi nicht vertragen.“

„Red' doch keinen Mumpitz, er ist ja dod.“

„Mutter hat 'ne alte Sardinenbüchse, geht die?“ fragte Euse.

„Du mußt se aber erst auswaschen,“ sagte Klärchen.

Konrad war für die Sardinenbüchse und Euse wurde geschickt, sie zu holen. Else lief mit. Sie hatte ein paar Blumenoblaten, die wurden auf den „Sarg“ geklebt.

„Wir buddeln aber 'n hohes Grab, Konr, ja?“

„Singen müssen wir aus was, ja Konradchen? Bei jeder richtigen Leiche wird gesungen.“

„Und Konrad läuft voran, der macht 'n Pastor.“

Sie drängten sich alle um den Jungen, nur Klärchen fehlte; die sah schon in dem Gärtchen und wühlte die lockere Erde auf, mit einer Hand voll Blätter kam sie wieder: „Damit polstern wir'n „Sarg“ aus!“

„Ach ja, dann liegt er recht schön weich, der arme Hansi!“

Euse war auch wieder da; sie hatte die Sardinenbüchse. Die Mädchen rissen sie ihr fast aus der Hand. Sechs Hände zugleich betteten die Leiche. Euse rief: „Drückt doch den Deckel nich so fest, Ihr quetscht ihn ja!“

„Ich hab' Fritzens Trompete mitgebracht,“ sagte Else, „die muß einer blasen, dann hat er Musik.“

„Konradchen muß blasen.“

„Ne, Konradchen macht den Pastor. Wo is denn aber Konradchen geblieben?“

Konradchen kam schon vom Hause her, er hatte ein langes Capes um die Schulter geworfen und schwenkte eine Nadelnähige: „Nu hab' ich 'n Zalar und 'n Käppi, nu kann's los gehen.“

„Los!“ Alle schrien es auf einmal. Der Zug ordnete sich fast von selbst: Konrad an der Spitze, Klärchen und Euse mit dem „Sarg“, Else mit der Trompete als Musikchor, dann das „Gesolge“.

„Aber was singen wir?“ fragte Grete.

„Ja, was singen wir? Wir müssen singen.“

„Es muß was vom Scheiden und Weiden sein, 'n richtiges Begräbnislied!“

„Winter abee, scheiden thut weh,“ schlug Meta vor, aber Grete schrie: „Dummkopf, is denn der Winter 'n Buchfink?“

„Muß i denn,“ sagte Konrad: „singt „Muß i denn“, das geht.“

„Ja: Muß i denn. Konradchen hat recht!“

Langsam schritt der Zug auf den Garten zu. Konrad legte das Gesicht in würdige Falten, die Trompete schmetterte, die hellen Mädchenstimmen sehten ein:

„Muß i denn, muß i denn

Zum Städteli hinaus —

„Wollt Ihr mal sofort stille sein!“

„Städteli — und du mein Schatz — hinaus — bleibst hier.“

Es ging alles in einem Wirrwarr unter. Mitten unter den Kindern stand Frau Burger, Georg an der Hand. Sie leuchtete vor Born. Sie riß Klärchen den Sarg aus der Hand und schrie: „Ist denn das eine Art und Weise? Hat denn dieser Böbel vor nichts mehr Respekt? Erst seid Ihr zu meinem Jungen frech und dann treibt Ihr noch mit dem Tod Euren Spott? Euch werde ich lehren, vor dem Tode Respekt zu haben, Ihr Gesellschaft!“ Und in weitem Bogen schlennderte sie Sarg und Leiche über die Mauer auf den Schuttplatz. —

k. **Die Varias und die Könige des Bretzls.** Ueber „Cafés-Konzerts und Music-Halls“ veröffentlicht Maurice Talmeyher im letzten Heft der „Revue des Deux Mondes“ eine sehr bemerkenswerte Studie, die, wenn sie sich auch in erster Linie auf französische Verhältnisse bezieht, doch auf die allgemeine Lage der „Verdamnten“ dieses Berufes einerseits wie der „Erwählten“ auf der andern Seite grelle Streiflichter wirft. Die erste Person, die der Sänger oder die Sängerin des Cafés-Konzert vor sich sieht, ist der „Agent lyrique“; solche Agenturen giebt es etwa 160 in ganz Frankreich, davon gegen 60 allein in Paris, ein Duzend in Marseille, ebenso viel in Lyon, Bordeaux, Toulouse, und die übrigen sind auf etwa 40 Städte verteilt. Diese Agenturen haben etwa denselben Charakter wie die für Dienstboten; sie sind höchst einfach ausgestattet und die Unterhandlungen gehen in ähnlicher Weise vor sich. Der Agent scheidet die Stellenjuchenden zu einem Tügelangel und erhält dafür seine Prozente. Er erhält auch Briefe von denen, die entsprechende Stellen frei haben, und nicht selten sind die Wünsche, die darin geäußert werden, sehr heikel. So werden folgende Proben mitgeteilt: „Mein Herr, schiden Sie mir vier junge und hübsche Mädchen, die Toilette haben. Ich werde gern über Unvollkommenheiten im Gesang hinwegsehen.“ Ein andres Mal beklagt sich ein Direktor: „Mein Herr, die letzte Sängerin, die Sie mir geschickt haben, war zu did; in Zukunft schiden Sie mir nur dünne Frauen.“ Ein drittes Mal heißt es: „Mein Herr, ich wünschte zwei oder drei Anfängerinnen, so jung wie möglich, die souperieren . . .“, d. h. die Männer den Lokal zuführen und für jeden, der dort zu Abend isst, eine Lantienne erhalten. Diese Anfängerinnen haben indessen gewöhnlich nur ziemlich ärmlichen Zug. Aber auch dafür sorgt der Agent, der sie „ausschirrt“ und natürlich dabei verdient, da er mit den Händlern in Verbindung steht. Ferner legt er den Kontrakt auf, in dem oft merkwürdige Klauseln vorkommen, z. B.: „Es ist der Sängerin verboten, in ein andres Café der Stadt zu gehen“, oder: „Es ist der Sängerin verboten, die Stadt ohne Erlaubnis zu verlassen.“ Talmeyher teilt einen Dialog mit, wie er sich in dem kleinen Bureau zwischen dem Agenten und der „Arbeiterin ohne Arbeit“, die sich der „leichten und einträglichen Arbeit“ zuwenden will, entspinnt. „Sie haben niemals

„gesungen, mein Fräulein?“ „Nein, niemals.“ „Das thut nichts. . . Aber Sie haben weiter keine Kleider, Strümpfe, Hüte und Schuhe, als die, die Sie jetzt anhaben?“ „Nein.“ „Gut. . . Besuchen Sie in meinem Auftrag Mme. B. . .“ Und damit scheidet der Agent die Person zunächst zu der Verkäuferin, läßt sie darauf „aus dem Größten herausarbeiten“ und sagt einige Tage später zu ihr: „Nun gut, Fräulein, Sie haben Ihr Kleid, Ihre Schuhe, Ihren Hut?“ „Ja, mein Herr.“ „Gut, hier ist Ihr Kontrakt: Ein Engagement auf vierzehn Tage in X. . . zu sechs Frank pro Abend. . . Sie sind verpflichtet, zu logieren, Pension zu nehmen, zu souperieren, und es ist verboten, die Stadt zu verlassen oder in andre Lokale zu gehen. . . Und die Bedingungen der Anstellung sind: 5 Proz. für Frankreich, 10 Proz. fürs Ausland, das macht also für X. . . 450 Frank; dazu Ihnen einen Vorkuß von 40 Frank, den ich einziehe und von der Summe, die Sie schulden, abziehe. Sie schulden mir also nur noch 24,50 Frank. . . Und nun reisen Sie ab nach X. . .“ Damit kommt die Anfängerin in die Hände des Direktors eines Ringeltangels, der sie nicht weniger ausbeutet als der Agent. Es giebt in Frankreich fast fünfzehntausend Sänger und Sängerinnen in Ringeltangeln. Einige wenige davon beziehen ungeheure Gagen, 2000 oder 3000 kommen leidlich aus, und die übrigen, die große Mehrzahl, seufzt im Elend, erhält vier bis sechs Frank, wenn sie überhaupt Stellung findet. . . Und auf der andren Seite erreichen die berühmtesten Sänger der Oper nicht die Gehälter, die gewissen sensationellen „Nummern“ der Cofés-Konzerts gezahlt werden. Yvette Guilbert laffierte in Paris 25 000 Frank pro Monat ein, die „schöne Otero“ erhält in London 30 000, Cléo de Mérode in den Folies-Bergère 40 000! Und Fregoli erhielt in „Olympia“ ein Fixum von 400 Frank pro Abend und dazu ein Drittel der Brutto-Einnahme von einer gewissen Höhe an: sein Einkommen konnte alles in allem 100 000 Frank monatlich erreichen. So ist es zu erklären, wenn berühmte Schauspieler sich entschließen, auf das Brett herabzusteigen. „Alle Tage“, sagte ein Direktor eines solchen Instituts, „kommen die berühmtesten Künstler, um uns um Engagements für die großen Etablissements in London, Berlin und Amerika zu bitten. . . Das Theater giebt ihnen 3000 bis 5000 Frank monatlich, während das Café-Konzert ihnen 30 000, 40 000 und 45 000 einbringt!“

— **Ueber Robbenjagd** schreibt R. Vach im „Prometheus“: Auf einem der Eisfelder kommt eine große Robbenherde in Sicht; unter allgemeiner Aufregung wird vorsichtig weitergefahren, bis die erfahrenen Ohren der Jäger das Säraien der Jungen in der Nähe deutlich hören können, dann wird sofort begedreht und die 200 bis 300 Männer stürzen sich auf das Eis; alle sind mit starken, oben mit Eisen beschlagenen Stöden, wenige außerdem noch für den Notfall mit Gewehren bewaffnet. Dieses Geschrei der Jungen, das an das Weinen von an Schmerzen leidenden Kindern auf das lebhafteste erinnert, führt die Jäger unschwer auf die richtige Spur, mitten hinein in das friedliche Familienleben — nun beginnt die Schlächtere. Ein Schlag auf den Kopf der jungen Tiere tötet diese sofort. Das Messer wird herausgezogen und im Nu haben gewandte Hände das Fell mit der darunter liegenden Fettschicht abgezogen. Der Körper selbst wird auf dem Eise gelassen, er scheint noch zu leben, doch ist dies nur eine mechanische Bewegung der Muskeln, die mit dem Eise in Kontakt kommt. Die Felle werden in kleinere Haufen zusammengepackt und über das meebene Eis nach dem Dampfer geschleppt. Weiter geht die Morderei, die Jäger verteilen sich auf dem Eise und entfernen sich oft meilenweit vom Dampfer, überall sieht man auf dem Eise die Blutlachen, die abgehäuteten Körper der Robben. — An Vord schwimmt alles in Blut, die Decks werden schlüpfrig, der Geruch wird immer unangenehmlicher, die Jäger sind mit Blut beschmiert, kurz, es ist kein appetitlicher Anblick, den man zu genießen bekommt! Welche entsetzlichen Szenen, die sich hier in der eifigen Einsamkeit unter einer strahlenden, tausende von Eisbergen lösslich beleuchtenden Sonne abspielen! Und nun noch dazu das lässliche Wehgeschrei der armen Robbenmütter, die ihren Kopf vorsichtig durch die kleinen Löcher im Eise stecken, nach ihren schneeweißen Kindern suchen und nicht glauben wollen, daß die herumliegenden blutigen Körper alles sind, was von ihren Liebsteinen übrig geblieben ist. Mit einem fast menschlichen Klageklaut stürzen sie sich dann wieder ins Meer, um dem nahenden Jäger zu entgehen.

**Aus dem Tierleben.**

en. Können Bienen schädlich sein? Vor der Botanischen Gesellschaft in Washington hat Taylor die Aufmerksamkeit auf einige kürzlich im Freien ausgeführte Experimente gelenkt, die eine Gewißheit darüber geben sollten, inwieweit Bienen für die Verbreitung des Virusmehltaus verantwortlich zu machen sind. In einzelnen Obstbaugebieten der Vereinigten Staaten hat der Blütenmehl-Tau außerordentliche Zerstörungen angerichtet, und die Obstzüchter waren dieserhalb übereingekommen, ihre Bienenstöcke während der Blütezeit in mindestens zwei Meilen Abstand von den Obstgärten zu halten. Wie man daraus gekommen ist, die Biene wegen der Verbreitung der MehltauPilze zu verdächtigen, geht aus den Mitteilungen nicht klar hervor, jedoch hat sich während der Untersuchungen mit aller genügenden Deutlichkeit herausgestellt, daß die Bienen diesen Argwohn verdient haben. Man hat einen großen Teil von Birnbäumen, deren Blüten sich öffneten, mit dichtmaschigen Moskitonegen überspannt, wodurch alle großen

Insekten einschließlich der Bienen abgehalten wurden. In der That wurden diese Bäume von Bienen gar nicht besucht, während die danebenstehenden unbedeckten viel von den Insekten umschwärmt wurden. Der Versuch ging dahin aus, daß die Blüten der bedeckten Bäume von dem Mehltau verschont blieben, während die der unbedeckten schwer darunter zu leiden hatten und auch nur sehr wenig Früchte ansetzten. Es ist dies wohl das erste Mal, daß den Bienen eine nachteilige Eigenschaft nachgewiesen wird. Wahrscheinlich verschleppen sie die schädlichen Pilze an den Haaren, die ihren Leib und ihre Beine bekleiden, und übertragen sie von einer Blüte auf die andre. Der dadurch verursachte Schaden kann sehr bedeutend sein, denn ein einziger großer Obstzüchter in Kalifornien hat während eines Jahres durch den Blüten-Mehltau etwa 40 000 Mark verloren, da er auf 9000 Stämme einen Ausfall von 1000 Tonnen Früchten gehabt hat. Von besonderem Interesse würde eine weitere Untersuchung sein, ob die Bienen und andre blütenbesuchende Insekten vielleicht auch noch für die Verbreitung anderer Pflanzenkrankheiten verantwortlich zu machen sind. —

**Humoristisches.**

— **Sein Nummer.** Professor Tintensled von der berühmten Universität X. läuft schon seit drei Stunden an der Peripherie der Stadt herum, um sich für die Sommermonate ein möbliertes Zimmer mit Morgenkaffee und Brötchen und freiem Ausblick in die Landschaft zu mieten. Endlich findet er einen prächtigen, schattig gelegenen Raum in einer Villa am Vergesabhang mit wunderbarer Umgebung; das Zimmer ist sehr billig. Tintensled faßt den Entschluß zu mieten und fragt dann: „Wie ist doch noch Ihr werter Name?“ — „Frau Frosch.“ — Tintensled ergreift seinen Hut, macht eine tiefe Verbeugung und spricht: „Meine liebe Frau Frosch, ich muß leider des erstrebten Hierlebens entraten; Sie mögen ja sonst eine ganz gute Frau sein, aber Sie sprechen den cacuminalen stimmlosen Spiranten mit geradezu frivoler Reigung zu lateraler Wiedergabe, leben Sie wohl, Gott schütze Sie!“ —

— **Ausweg.** Pfarrer: „Aber Marie, jetzt haben S' scho wieder d' Weiswürstl versott'n! Hab' i net g'sagt, se derfen net länger sied'n, als bis ma an Vaterinsfer bel'!“

**Köchin:** „Hochwürden, i hob halt so a langsame Aussprach!“  
**Pfarrer:** „No ja, nacha beten S' halt in Aududs Namen a protestantischen Vaterinsfer!“ —

— **Fallobst.** „Du, Stasi, gestern hon i den Aepfibaam vor Dein Kammerfenster a bissel g'schüttelt. Do is glei oanter oba g'fallen.“

**„Was, an Aepf um de Zeit?“**  
**„Na, a Summerfrischla.“** — („Simplicissimus.“)

**Notizen.**

— Die Pariser Theater haben im Spieljahre 1901/02 gegenüber dem Vorjahre mit einem Deficit von fast 10 Millionen Frank abgeschlossen. 1900/01 betragen die Einnahmen 33 055 893 Fr., im verflossenen Jahre nur 23 206 921 Fr. —

— Messagers dreitägige Operette „Die Brautlotterie“ wird noch in diesem Monat im Theater des Westens in Scene gehen. —

— Von den vor Jahresfrist an den Wänden der Höhle Font de Gaume in Frankreich entdeckten farbigen Felszeichnungen sind sechs Abbildungen von Capitan und Dreuil der Pariser Akademie vorgelegt worden. Drei davon stellen Bisons dar, zwei andre zeigen Pferde und auf dem sechsten Bilde sind zwei sehr schön gezeichnete Reumtiere wiedergegeben, die anscheinend zum Kampfe, die Köpfe gegen einander wenden. Nach einer chemischen Untersuchung Moissans bestehen die roten Farben, mit denen diese Figuren bemalt sind, aus einem Eisenoxid, der nur wenig Mangan enthält, die schwarzen aus Manganoxyd mit einem bestimmten Gehalt an Eisenoxyd. —

— Das Wiener Naturhistorische Hofmuseum hat die Brunner v. Wattenwyl'sche Insektensammlung erworben. Die Sammlung ist aufgestellt in 24 doppeltürigen Schränken, welche 700 bis 800 Laden enthalten. Außerdem sind in Glasschränken die in Alkohol konservierten Exemplare enthalten, welche zu anatomischen Untersuchungen dienen. Mit der Sammlung ist eine Bibliothek verbunden, welche alle Spezialarbeiten über das in der Sammlung hauptsächlich vertretene Gebiet der Insektenkunde umfaßt. —

— Was braucht die Kuh Muskat? heißt ein in manchen Gegenden Deutschlands oft angewandtes Sprichwort. Zur Erklärung dieser Redensart diene, wie „Der deutsche Hausfreund“ ausführt, folgendes: Die Muskatmöhre, welche die Araber bereits in dem Jahre 1000 im Abendlande verbreitet hatten, war früher als edles Gewürz viel beliebter als heute. Sie wurde sogar als Würze in das Bier oder in den Met genommen. Die Dedelschöpfe an allen Bierkrügen sind bisweilen als kleine Büchsen zum Auf- und Zuschrauben eingerichtet, in denen man die Muskatmöhre aufbewahrt. Nun sagt ein Dichter früherer Zeit, Burkardus Waldis, in einer seiner Dichtungen: „Das Heitthumb ist nit vor die Hund. Vor Schwein' sind Berken ungesund, Der Muskat wird die Kuh nit fro, Ihr schmect vil daß grob Haberstroh.“ Damit ergibt sich der Sinn der Redensart. —